

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 27 (1925)  
**Heft:** 16

**Artikel:** König Eduard VII.  
**Autor:** David, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748722>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## KÖNIG EDUARD VII.<sup>1)</sup>

„Obgleich das Schicksal es verfügte, dass des Prinzen (von Wales) Regierungszeit kaum neun Jahre überschreiten sollte — wenig mehr als ein Siebentel der Regierungszeit, die seiner Mutter beschieden war — so sollte er doch als König auf die Geschichte seines Landes und auf die öffentliche Meinung zu Hause und auswärts einen Eindruck hinterlassen, der in keinem Verhältnisse zu der Kürze stand, in der er die auserkorene Würde bekleidete.“ Mit diesen Worten schließt Sir Sidney Lee den ersten Band seiner Biographie des Königs Eduard VII. Es verhält sich in der Tat so. Wie der Prinz von Wales, nicht immer im besten Sinne und, besonders auf dem Festlande, meistens als Typus des vollendeten Lebemannes in aller Leute Mund war, so war es auch der König als der Vertreter, wenn nicht gar als der Erfinder jener Politik, die die Deutschen „Einkreisung“ und die Engländer „insurance“ nennen. Die Beschreibung des Lebens dieses gekrönten Hauptes ist daher ein willkommenes Ereignis, das für die Geschichte der Zeit manche Aufklärung und neue Beleuchtung bringt und wahrscheinlich und besonders noch bringen wird. Und da wo der Lebensbeschreibung nicht gerade Aufklärung oder neue Beleuchtung zu verdanken ist, erwecken die äußern Umstände des Lebenslaufs, die häufig mit weiten Beziehungen verkettet waren, Interesse.

Als die Königin Victoria den kleinen Prinzen in der Wiege liegen sah, schrieb sie ihrem Oheim Leopold von Belgien: „Sie werden begreifen, wie heiss meine, und ich bin sicher jedermanns Gebete sein müssen, ihn in jeder, jeder Beziehung, an Körper und an Geist, seinem Vater gleichen zu sehen.“ Dem Prinz-Gemahl Albert aus dem Sachsen-Koburg-Gotha'schen Hause, dem Abgotte der königlichen Frau, sollte der Knabe ähnlich werden. Allein der Erbe, den die Königin ihrem Gatten und der Nation schenkte, gab kein Zeugnis von dem Übermaße an Hingebung, das die Gattin und die Mutter erfüllte. Vater und Sohn bildeten den ausgesprochensten Gegensatz. Die Mutter konnte wohl dem Sohne den Namen des Vaters, nicht aber dessen Charakter geben. Der Mentor der jugendlichen Königin, Lord Melbourne, mahnte zwar vorsichtig, dass Albert kein durch die Überlieferung geheiligter englischer Königsname sei. Victoria bestimmte dennoch, dass von den beiden Taufnamen Albert Eduard der Name Albert der Rufname sein solle. Der Thronfolger wandelte daher als „Bertie“ durch das prinzliche Leben. Als er sich mit der königlichen Würde bekleidete, streifte er den fremdartigen Albert ab und trat als Eduard in die Geschichte seines Landes ein.

Was der Prinz etwa geerbt haben mochte, war — geistig und körperlich — mütterliches Erbteil. Und zwar auffallend. Der kleine Wuchs, die Gesichtsbildung, die natürliche Klugheit — vielleicht eine Art Scharfsinn — die rasche Auffassungsgabe und die Selbstsicherheit, alles wies auf die königliche Mutter hin. Was sonst noch an Charaktereigenschaften nebenher ging, lässt sich, meint Sidney Lee, schwer auf den Einfluss von Vater oder Mutter oder den irgend

<sup>1)</sup> King Edward VII. A Biography by Sir Sidney Lee. Vol. I. From birth to accession (9th November 1841 to 22nd January 1901). Macmillan and Co., London 1925.

eines Vorfahrs zurückführen. So des Prinzen ungescheute „joie de vivre“, das Fesselnde seines Umgangs, das Gewinnende seiner „bonhomie“, seine kosmopolitischen Neigungen, seine Sympathie mit der französischen Lebensauffassung und sein Eifer für den Sport, der sich im Laufe der Jahre entwickelte. „Sicher ist, dass er wenig von seines Vaters strenger Lebensart und vorsichtiger Zurückhaltung und gar nichts von dessen gelehrter und akademischer Vorliebe geerbt hat.“

Eine merkwürdig knöcherne Erziehungsmethode sollte aus dem Sohn einen ernsten, wissensdurstigen, bildungshungrigen, der Wissenschaft zugeneigten und Vergnügungen abgeneigten Menschen machen. Alles elterliche Mühen blieb aber vergeblich. Nach dem frühen Tode seines Vaters der Fesseln so ziemlich ledig geworden und als Zweiundzwanzigjähriger durch die Heirat mit der dänischen Prinzessin Alexandra im eigenen Haushalt Herr und Meister geworden, stürzte er sich mit einer Vitalität ohnegleichen in die Öffentlichkeit. Das prinzliche Haus, besonders sein Landsitz in Sandringham, wurde bald zum Mittelpunkte der Gesellschaft. Der Prinz lebte sich, im Schlimmen wie im Guten, so aus, wie ihn die Natur geschaffen, nicht so, wie man ihn haben wollte.

Die schlimme Seite war die Vergnügungssucht, die einen Schatten auf des Prinzen Leben wirft. Der Rennsport stand mit hohen Wetten im Zusammenhang. Kartenspiel, waghalsiges Hazardspiel wurde zeitweise zur bedenklichen Leidenschaft. Der Biograph ist oft genötigt, nach schönen Sprüchen zu angeln, wie: ein Mensch bin ich, nichts Menschliches ist mir fremd, oder bei Shakespeare zu borgen und von dem liebenswürdigen Antonius zu reden, den nie ein weibliches Wesen „Nein“ sagen hörte. Denn „glänzende weibliche Gesellschaft zog ihn immer an.“ Es war nicht gerade ergötzlich, wenn der künftige Herrscher in einem Ehescheidungsprozesse, in dem, wie bis vor kurzem in England üblich, alle delikaten Intimitäten vor der Öffentlichkeit ausgebreitet wurden, als Zeuge erscheinen musste. Auch wenig erfreulich, wenn, ebenfalls in einem Gerichtsverfahren, in das der Prinz verflochten war, einer seiner Spielgenossen des Falschspiels überwiesen wurde.

Über diese Skandalgeschichten hörte man viel und sprach man viel. Das Gute nun in der prinzlichen Lebensführung, das gleichfalls und in noch reichrem Maße als das Üble vorhanden war, hervorgehoben und zum ersten Male dargestellt zu haben, ist eines der Verdienste Sir Sidney Lees. Und zu dem Guten, das ihm zuzuschreiben ist, gehörte gerade die unermüdliche Lebhaftigkeit, mit der er sich eine maßgebende gesellschaftliche Stellung zu schaffen wusste. Der Prinz war ein Kind seiner Zeit. Die gesellschaftliche Struktur hatte sich umgeschichtet. Der Prinz durchbrach daher die Schranken der Einseitigkeit, die am elterlichen Hofe aufgerichtet waren. Damit leistete er der Dynastie, die durch die übertriebene Zurückgezogenheit der Königin nach dem Tode ihres Gemahls an Sympathien zu verlieren drohte, den besten Dienst. An dem Tische des Prinzen, der keine Voreingenommenheit kannte, trafen sich Sportsleute, Politiker jeder Partei, Aristokraten und Demokraten, Diplomaten, Forscher, Ärzte, Schauspieler und Schauspielerinnen, ferner die Vertreter des Handels und der Industrie, der Finanz- und der Bankwelt. Diese ohne Rück-

sicht auf die Konfession. Denn ein antisemitisches Vorurteil, das bewies seine Verbindung mit der Familie Rothschild, kannte der gewinnende Gastgeber nicht.

In der Auswahl seiner näheren Umgebung ging der Prinz, so lautet das Urteil, selten fehl, „da er der Menschen Charakter schnell durchschaute und in ihnen wie in einem Buche las“. Dabei wurde er durch ein aussergewöhnlich gutes Gedächtnis unterstützt. Wen er einmal getroffen und was er einmal gehört hatte, vergaß er nicht leicht wieder. Er war nicht dazu zu bringen, Bücher zu lesen. Dagegen hatte er eine große Neugierde für alles Tatsächliche und sein bewegliches Gedächtnis ließ ihn selten im Stiche. „So sammelte er aus dem Umgange mit seinen vielen Bekannten der verschiedensten Lebensstellungen, mit denen er zusammenkam, bald eine größere Menge von Kenntnissen, als es das Bücherstudium zu tun imstande gewesen wäre,“ meinte einer seiner Vertrauten.

Der Prinz hätte gerne Ernsthafteres geleistet, als Universitätskollegien, Schulen, Bibliotheken, Kunstmuseen, Parke, Gemeindehäuser, Docks und Spitäler in allen Teilen Englands feierlich zu eröffnen.<sup>1)</sup> Er wollte auch politisch von Nutzen sein (to be of use). Dem widerstrebte aber die Königin mit der ihr eigenen Zähigkeit. Es gelang ihr, jeden Vorschlag, der eine dauernde verantwortliche Stellung des Prinzen bedeutet hätte, zu verhindern. Manche Jahre hindurch war es des Prinzen aufrichtigster Wunsch, in irgend einer Form als Vertreter der Monarchie in Irland zu residieren. Er dachte, dass es seiner Versöhnlichkeit und seiner gewinnenden Art gelingen möchte, zur Ausgleichung der Gegensätze beizutragen. Allein Victoria ließ sich, obschon die Bestrebungen des Prinzen von Männern wie Disraeli, Gladstone und Lord Spencer in der einen oder andern Weise unterstützt wurde, zu keinem Entgegenkommen bewegen. Auch musste der Prinz fünfzig Jahre alt werden, ehe er dem langdauernden Widerstande der Königin die Erlaubnis abgerungen hatte, von den vertraulichen Aktenstücken der inneren und auswärtigen Politik, die bei der Monarchin und den Ministern zirkulierten, Einsicht zu erhalten. Die Königin erachtete es als untulich, Geheimnisse jemanden anzuvertrauen, der so viel schwatze.

Und doch war es nicht zu vermeiden, dass der Thronfolger durch seinen ausgedehnten Bekanntenkreis, durch seine freundlichen Beziehungen zu den Ministerpräsidenten — zu Gladstone ebensogut wie zu Disraeli und Salisbury — besser unterrichtet war als irgend jemand. Die jährlichen Reisen nach den Hauptstädten und Badeorten des Kontinents, die Besuche zur Pflege der verwandtschaftlichen Beziehungen, die ihn an die verschiedenen deutschen Höfe, aber auch nach Kopenhagen und Petersburg führten, reiften seine politische Einsicht. Männer wie Disraeli, Beaconsfield und Lord Salisbury gaben wiederholt zu, dass ihnen die Anschauungen des Prinzen bei verschiedenen Phasen der auswärtigen Lage nützliche Anregungen geboten

---

<sup>1)</sup> Es wurde dem Prinzen nachgerechnet, dass er vom 1. Januar bis 30. September 1891 teilgenommen hatte: an 28 Pferderennen, 30 Theatervorstellungen, 43 Diners, Banketten, Bällen und Gartenfesten, 45 offiziellen und Wohltätigkeitsveranstaltungen und 11 Sitzungen des Oberhauses.

hätten. Beaconsfield besonders sagte, er könne dessen Urteilen oft mehr Vertrauen schenken als den Urteilen der diplomatischen Vertreter.

Für die auswärtige Politik interessierte er sich natürlich besonders. Dies zu tun ist eine Art fürstlichen Privilegiums. Ob das Interesse auch Einfluss bedeute, mag mehr als zweifelhaft sein. Es ist gerade eine der mannigfachen Anregungen, die die Biographie bietet, das dynastische Einflussgebiet abzumessen. Es zeigt sich als beschränkt, obschon gerade für Großbritannien die Versuchung der Einwirkung und die Gefahr daher der Rückwirkung keine geringe war. Es ist nicht zu übersehen, dass das britische Herrscherhaus deutscher Abstammung ist. Der Prinz-Gemahl war natürlich deutschredend und deutschdenkend. Er nahm den regsten, nach englischer Auffassung teilweise zu lebhaften Anteil an der Entwicklung der bundesstaatlichen Reformen des Deutschen Reiches. Als Bruder des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, der ohne Leibeserben starb, erbte der Prinz-Gemahl die Herzogskrone, dann, nach seinem frühen Tode, der Prinz von Wales. Nach dessen Verzicht folgte der jüngere Bruder Alfred, Herzog von Edinburg, der die Regierung im Jahre 1893 antrat. Die älteste Tochter der Königin war Kronprinzessin von Preußen und bald des Deutschen Reiches. Der König von Hannover war ein rechter Vetter Victorias, der Großherzog von Hessen-Darmstadt ihr Schwiegersohn. Der Landgraf von Hessen-Kassel war ein Oheim mütterlicherseits der Prinzessin von Wales, der König Georg von Griechenland deren Bruder. Auch nach Russland spielten die Familienbeziehungen hinüber, da der Herzog von Edinburg eine Russin und Zar Alexander III. die Schwester der Prinzessin von Wales, Marie Dagmar, zur Gemahlin hatte. Wie nahe waren auf diese Weise manche der regierenden Familien zueinander gerückt. Trotzdem tappte der russische Koloss seinen eigenwilligen, meistens englandfeindlichen Weg und nahm der preußische Eroberer, was ihm nötig schien. So aus dem englisch-dänischen Verwandtenkreise Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel und einen Teil von Hessen-Darmstadt.

Die Schläge, die Bismarcks umgestaltende Politik austeilte, trafen mancherorts hart. An heftigen Erregungen im Schoße der königlichen Familie konnte es nicht fehlen. In der schleswig-holsteinschen Frage nahm der Prinz lebhaft für das Heimatland der Prinzessin Partei. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte Großbritannien 1864 eine energische Haltung einnehmen und zugunsten Dänemarks einschreiten müssen. Die unaufhörlichen diplomatischen Noten Lord Russells schienen ihm lächerlich genug zu sein, da sich „auf dem Festlande niemand einen Pfennig um sie kümmere und die auswärtigen Minister, an die sie gerichtet seien, wahrscheinlich nur ihre Zigarren mit ihnen anzündeten“. Dem entschiedenen Willen der Königin und besonders der öffentlichen Meinung gegenüber, die beide um Schleswig-Holsteins wegen keinen Krieg wollten, musste die Kriegspartei weichen. Dass das im Prager Frieden den Bewohnern Nord-Schleswigs gewährleistete Recht, durch Volksabstimmung über ihre künftige Staatszugehörigkeit entscheiden zu können, im Jahre 1878 unter den Tisch gewischt wurde, erfüllte den Prinzen, der in dieser Bestimmung eine letzte Aussicht für seine dänischen Verwandten gesehen hatte, mit heller

Entrüstung. Die Königin aber nährte sich von der Gedankenwelt ihres verstorbenen Gatten und erklärte, der Prinz-Gemahl habe nie die dänischen Ansprüche begünstigt und würde einen britischen Konflikt mit Preußen zu vermeiden gewusst haben.

Auch darin lebte Victoria im Banne ihres verstorbenen Gatten, dass sie die Idee der Errichtung des Deutschen Reiches unter Preußens Führung als die einzige ersprießliche betrachtete. Es war ihr eine „heilige Pflicht“ für das Ansehen Preußens einzutreten. Mit der Politik Bismarcks im besondern konnte sie sich dagegen nicht befreunden. Hierin traf sie mit den Anschauungen ihres Sohnes zusammen. Man kennt aus dem Briefwechsel Victorias aus den 1848er Jahren einen Angstruf, in welchem sie um ihre lieben kleinen Fürstentümer bangt. Der Reichskanzler dachte zwar auch partikularistisch, aber — mit Unterscheidung. Die Größe Preußens bildete neben der Größe des Deutschen Reiches auf föderalistischer Grundlage eine der heftigsten Impulse des leidenschaftlichen Fürsten. Und in der Weise, wie er sich die preußischen Lorbeeren um das Haupt wand, konnte es nicht geschehen, ohne der englischen Königsfamilie schweren Kummer zuzufügen. Es war schwer zu verwinden, den preußischen Schwiegersohn gegen den hessischen im Felde stehen und nahe Verwandte um ihr Alles und Letztes kämpfen zu sehen. „Bismarck is a terrible man, and he makes Germany greatly disliked . . .“ schrieb die Königin einmal.

Dass die bekannte Feindseligkeit der Familie Bismarck gegen die Kronprinzessin Victoria und spätere Kaiserin Friedrich das Urteil nicht verbesserte, ist klar. Für die Bismarcks war und blieb die Kronprinzessin die „Engländerin“, die, wie Herbert Bismarck dem Zaren Alexander III. in seiner rücksichtslosen Weise auseinandersetzte, niemals mütterliche Gefühle für ihren Sohn Wilhelm empfunden habe. Wieso es so weit gekommen ist, dass der Sohn seine eigene Mutter zu hassen hat beginnen können, wird wohl nicht völlig zu ergründen sein. Engländerin blieb die Kronprinzessin allerdings in dem Sinne, dass sie die konstitutionelle und parlamentarische Regierungsweise, so wie es etwa Palmerston verkündete, als die einzige richtige ansah. Die selbstherrliche Methode Bismarcks erschien ihr verderblich. Aber dass sie nicht nur englisch, sondern auch deutsch fühlte, bewies sie während des Krieges 1870/71. Der Krieg zeigte sie in so leidenschaftlicher Weise auf der Seite ihrer neuen Heimat, dass es beinahe zu einem Zerwürfnisse mit ihrem Bruder gekommen wäre. Jedes ging eben seinen eigenen Weg. Für die Königin Victoria focht Deutschland für „Zivilisation, Freiheit, Ordnung und Einheit“, währenddessen Frankreich als Angreifer auf der Seite von „Despotismus, Korruption und Immoralität“ stand. So lehrte schon der Prinz-Gemahl. Denn dieser habe, nach der Königin, vorausgesagt, „dass dieses eitle und unmoralische Volk darniedergehalten werden müsse“. Ganz im Gegensatz hiezu fühlte sich der Sohn der französischen Wesensart verwandt.

Doch sollte sich zeigen, dass nicht nur der britische Thronfolger und Frankreich sich nicht immer verstanden, sondern dass auch die beiden Nationen, Frankreich und England, lange Zeit hindurch unter tiefgehenden Gegensätzen litten. So empfand der Prinz, der ausgesprochen monarchisch dachte und fühlte,

den Sturz Napoleons III. bitter und wollte nichts von der französischen Republik wissen. Die Jahre änderten dann wieder diese Empfindungen. Aber immerhin — als Entwicklung und im Überblicke betrachtet — es musste manche feindselige Stimmungswoge verlaufen, bis es Delcassé wagen konnte, allmählich und mit sehr zweifelhafter Zustimmung seiner politischen Umgebung die „entente“ mit dem Nachbarn jenseits des Kanals einzufädeln. Der Prinz stimmte daher längere Zeit hindurch mit voller Überzeugung, die einzig sichere Verbindung zu wählen, den Versuchen der britischen Staatsmänner bei, eine Übereinstimmung in der Politik mit dem Deutschen Reiche herbeizuführen. Die kolonialen Erwerbungen, mit denen Deutschland begann und die bei dem britischen Kolonialamt auf Ausflüchte und Unverträglichkeit stießen, beirrten ihn nicht. Er stimmte hierin mit seiner Mutter überein, die den Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Granville, tadelte, wenn er glaube, kein anderes Reich als Großbritannien dürfe Kolonien haben. Der Prinz verfocht schon zu Bismarcks Zeiten die für ihn bemerkenswerte Auffassung, dass stückweise Vereinbarungen keinen Sinn hätten, sondern dass nur eine offene Besprechung der kolonialen Frage in ihrer Gesamtheit von Wert wäre.

Die beiden Reiche haben sich trotz wiederholter Versuche nicht gefunden. In der britischen Politik begann sich allmählich eine Wendung anzukündigen. Die europäische Politik erhielt nach und nach ein verändertes Angesicht. Es ist nicht Aufgabe des Biographen, nach einer Antwort auf die Schicksalsfragen Europas zu suchen. Es ist Werg genug an der Kunkel, um mit den auftretenden Figuren zurechtzukommen. Unter den Gestalten, die immer deutlicher, immer dramatisch bewegter in den Vordergrund des Planes treten, ist keine so breit dargestellt wie die des Prinzen und nachmaligen Kaisers Wilhelm.

Eine Zwischenbemerkung kann nicht umgangen werden. Sir Sidney Lees Buch ist, soweit es die Politik Preußens und Bismarcks anbetrifft, mit Leidenschaftlichkeit geschrieben. Die Erörterungen sind daher nicht immer einwandfrei und die Urteile nicht immer gerecht. Wenn dem Biographen der letzte — wenigstens nimmt man dies an — der Hohenzollern in die Finger gerät, ergreift ihn eine schwer bemeisterte Erbitterung. Sie lässt sich verstehen. Wer sich über den Charakter Wilhelm II. klar werden will, kann an der Biographie Eduards VII. nicht vorübergehen. In ihr erfährt des Kaisers problematisches Wesen eine scharfe Beleuchtung. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Höfen von London und Petersburg, die eine Vertraulichkeit nach beiden Seiten möglich machten, verleiteten Wilhelm II. zu einer Doppelzüngigkeit, die ihm nicht, zu allerletzt von einem Engländer verziehen werden kann.

An und für sich ist es natürlich für die Geschichte nebенständlich, dass sich die beiden hohen Herren im Grunde genommen nicht ausstehen konnten. Prinz Wilhelm nannte gelegentlich den Oheim Bertie einen falschen, intriganten Menschen, was er zweifellos am allerwenigsten war. Der Kaiser betitelte ihn in Anspielung auf des Prinzen Vorliebe für Mode und Kleider einen Pfauen. Es gibt liebenswürdigere Bezeichnungen. Peinlich berührt es, wenn Prinz Wilhelm

dem Zaren berichtet, der Besuch des Prinzen von Wales habe in Berlin außerordentliche Früchte — gemeint sind angebliche antirussische Pläne — getragen, welche sich unter den Händen seiner Mutter und der Königin von England zu vermehren noch fortfahren werden. „Aber diese Engländer vergessen zufällig, dass ich da bin. Und ich schwöre dir, mein lieber Vetter, dass ich alles tun werde, was ich für dich und dein Land tun kann....“ So der Vetter an den Vetter gegen die Mutter.

Besonders charakteristisch für die Mentalität des Kaisers sind seine Äußerungen zur Zeit des britischen Konfliktes mit den Burenrepubliken. Nicht nur seine Äußerungen sind es, auch sein Betragen ist es. Am 3. Januar 1896 ging die berühmte Depesche an den Präsidenten Krüger ab, in der er ihn beglückwünschte, ohne die Hilfe freundlich gesinnter Mächte den Frieden wiederhergestellt und die Unabhängigkeit des Landes gesichert zu haben. Das Telegramm erregte einen Entrüstungssturm in England. Der Prinz von Wales verlangte von der Königin Victoria, dass dem Kaiser ein scharfer Tadel zuteil werde. Die Monarchin aber fand, dass scharfe und schneidende Antworten nur reizen und Schaden stiften. Wilhelms Fehler hätten als Ursache sein ungestümes Wesen und seine Einbildung. Ihrem Enkel schrieb sie daher nur, dass das Telegramm an den Präsidenten Krüger hierzuland als etwas sehr Unfreundliches gegen England angesehen werde; sie sei sicher, dass er, der Kaiser, dies nicht in diesem Sinne beabsichtigt habe, allein sie, die Königin, bedaure, sagen zu müssen, dass der Eindruck ein sehr unglücklicher gewesen sei. Der Enkel beeilte sich, sich bei seiner „most beloved grandmama“ zu entschuldigen. Das Telegramm habe nie die Meinung eines Schrittes gegen England oder seine Regierung gehabt. Er sei überzeugt gewesen, dass die Teilnehmer am Jameson-Überfall eine rasch zusammengelesene Bande von Goldgräbern, bekanntermassen der Abschaum aller Nationen, gewesen seien, und dass sich unter ihnen keine wirklichen Engländer oder Offiziere befunden hätten. Er habe sich für Gesetz, Ordnung und Gehorsam einer Souveränin gegenüber, die er verehre und anbete, eingesetzt — und ähnliches mehr.

Am 2. Januar, am Tage vor der Krüger-Depesche, hatte der Kaiser aber dem Zaren telegraphiert, Transvaal sei in einer höchst verbrecherischen Weise, wie es scheine nicht ohne Mitwissen Englands, angegriffen worden. Er habe in London eine sehr energische Sprache geführt und Beziehungen mit Paris angeknüpft, um die gefährdeten, gemeinsamen Interessen zu verteidigen, da sich auch die französischen und deutschen Kolonisten zum Schutze der Buren vereinigt hätten. Er hoffe, der Zar werde sich die Sache gleichfalls überlegen.

Der Kaiser war nicht übel willens, die englische Verlegenheit während des Burenkrieges zum Nachteil des lieben Verwandten auf der andern Seite des Kanals auszunützen. Er suchte daher zum Jahreswechsel den russischen Botschafter in Berlin, den Grafen Osten-Sacken auf, bei welcher Gelegenheit er die russischen Mobilisationsversuche an der afghanischen Grenze besonders lobte. Der Kaiser sah darin „die Bestätigung seiner Lieblingsmeinung, dass Russland allein die Macht Englands paralysieren und ihr, wenn nötig einen tödlichen Streich versetzen könne“. Mit Nachdruck erklärte der Kaiser dem Botschafter „er würde, wenn je der Zar seine Armeen gegen Indien vorrücken

lassen wollte, dafür sorgen, dass sich niemand in Europa röhren werde“. Ein ähnlicher Ideengang erhellt aus einer Mitteilung des Grafen Murawieff, des russischen Ministers des Äußern, an die russischen Vertreter im Auslande. „Die Eröffnungen“, schreibt Murawieff, „die Kaiser Wilhelm und Graf Bülow unserem Botschafter gemacht haben, verraten die Tendenz der deutschen Regierung, die Initiative zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Pläne Englands sowohl in Südafrika als auch in Ägypten zu übernehmen und besonders auch den Wunsch, uns in diese Aktion so weit als möglich hineinzuziehen.“

So ziemlich um dieselbe Zeit schrieb der Neffe seinem Oheim nach London, es wäre innig zu wünschen, dass die Lage in Südafrika bald abgeklärt werde und England bald am Ende des Krieges sei, um Muße zu haben, sich umzuschauen und zu sehen, was rund herum vorgehe. „Denn ich bin besorgt, dass „gewisse Leute“ (Sundry Peoples) Vorbereitungen treffen, sich Freiheiten herauszunehmen und Intrigen und Überraschungen in andern Teilen der Welt anzuzetteln. Man beginnt dies in Europa instinktiv zu fühlen, wodurch daher viel Unbehagen in der politischen Welt verursacht wird. Ich wünsche ein starkes, ungeschwächtes England. Es ist dies außerordentlich notwendig für den Frieden Europas.“

Das Doppelspiel des Kaisers war im übrigen so ungescheut, dass sich Königin Victoria zu dem außerordentlichen Schritte entschloss, dem Zaren am 2. März 1899 zu schreiben:

„Es tut mir leid sagen zu müssen, dass Wilhelm jede Gelegenheit wahrnimmt, um Sir Lascelles (den britischen Botschafter) davon zu überzeugen, Russland tue alles in seiner Macht, uns entgegenzuarbeiten; dass es andern Mächten Bündnisse gegen uns anbiete, so habe es ein solches mit dem Emir von Afghanistan gegen uns abgeschlossen. Ich habe nicht nötig zu sagen, dass weder ich, noch Lord Salisbury, noch Sir F. Lascelles ein Wort von all dem glauben. Allein ich besorge, dass Wilhelm hingehen und Ihnen Dinge gegen uns erzählen werde, wie er es über Sie getan hat. Ist dem so, bitte berichten Sie mir offen und vertraulich.“

Es ließe sich noch das eine und andere für den deutschen Monarchen Charakteristisches herausholen. In England schwankte die Stimmung zwischen Hosiannah und Kreuzige ihn; es gab Zeiten des Jubels und Zeiten des Hasses. Niemals war das dankbare Empfinden der Nation größer, als in jenen Tagen, als der Kaiser, die Festlichkeiten zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der preußischen Monarchie jäh unterbrechend, an das Sterbebett der greisen Königin Victoria eilte. Der königlichen Großmutter war, darüber ist am wenigsten ein Zweifel möglich, der Neffe aufrichtig anhänglich.

Mit diesem Ereignis endet die lange Wartefrist des 59 Jahre alt gewordenen Thronfolgers und schließt der erste Band der Biographie. In dem zweiten Bande wird über eines der lehrreichsten Probleme der englischen modernen Politik abgewandelt werden müssen. Über das Problem nämlich, welche Autorität in der auswärtigen Politik dem Monarchen in dem so kräftig konstitutionell-parlamentarisch fundierten England zukommt.

HEINRICH DAVID